



FRIEDRICH W. NARJES

Like

Historischer Roman



PRINCIPAL

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-175-7

Copyright © 2014 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.
www.principal.de

Titelbild: Kniender Kreuzritter, Westminster Psalter, England um 1200;
Festung Krak des Chevaliers im heutigen Syrien, lavierte Sepia-Zeichnung

Buchrücken: Clamburg in Oberösterreich; lavierte Federzeichnung des Autors

Abbildungen im Text: aquarellierte Federzeichnungen des Autors

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Friedrich W. Narjes

Eike

Historischer Roman



PRINCIPAL VERLAG

Der Autor:

FRIEDRICH W. NARJES war nach seinem Studium und mehreren Jahren in der Kommunalverwaltung freiberuflich und als FH-Professor tätig.

Er lebt mit seiner Frau in Deutschland und Österreich.

Ich danke meiner Frau Margret und unserem Sohn Stefan für ihre Geduld und die Unterstützung.

INHALTSVERZEICHNIS

PROLOG	9
BUCH 1	11
DER BAUERNHOF IN DER HEIDE	15
<i>Nächtliche Jagd</i>	15
<i>Verhängnisvolle Begegnung</i>	22
<i>Auf der Flucht</i>	31
LÜNEBURG	34
<i>Wie einen eine Krankheit retten kann</i>	34
<i>Keine Zeit für Träume</i>	39
<i>Eine zweifelhafte Freundschaft</i>	49
<i>Die Schlinge zieht sich zu</i>	56
<i>Frisch muss es sein!</i>	61
<i>Hunger</i>	65
<i>Anton, der Fuhrmann</i>	68
<i>Entwischt</i>	78
UNTERWEGS	81
<i>Wie Hohe Minne missverstanden werden kann</i>	81
<i>Von den Gefahren der Eitelkeit</i>	85
<i>Zum Wert von Rössern und Frauen</i>	87
<i>Von der Kunst des Heilens und Täuschens</i>	95
KÖLN	110
<i>Geschlossene Gesellschaften</i>	110
<i>Diener eines Unbekannten</i>	118
<i>Anna</i>	125
<i>Frühlingserwachen, Gaunertricks und eine tote Sau</i>	130
<i>Zwei Kaufherren</i>	136
<i>Über die Liebe unter Brüdern</i>	141
<i>Die Fälschung</i>	147
<i>Eine misslungene Hinrichtung und ein gelungener Mord</i>	150
<i>Erwischt</i>	154

<i>Das Verhör</i>	157
<i>Godards Geständnis</i>	166
<i>Abschied</i>	174
<i>Verirrt, verwirrt</i>	185
BUCH 2	191
IM LAND DER BAJUWAREN UND AM DONAUSTROM	193
<i>In Städten nichts Neues</i>	193
<i>Bei den Flößern</i>	200
<i>Griete</i>	209
KLOSTER UND BURG	217
<i>Im Kloster</i>	217
<i>Jeder an seinem Platz</i>	230
<i>Partner eines Knappen</i>	235
<i>Das Hoffest</i>	244
<i>Alles wieder verloren</i>	263
<i>Der Hohtag Jesu Christi</i>	265
BUCH 3	271
DIE PILGERFAHRT	275
<i>Der Aufbruch</i>	275
<i>Böses Treiben</i>	279
<i>Lustiges Pilgern und Intrigen</i>	292
<i>Konstantinopel</i>	297
<i>Scharmützel und Schlachten</i>	330
<i>Bittere Stunden</i>	346
AKKON	362
<i>Die Belagerung</i>	362
<i>In geheimer Mission</i>	379
<i>Das Wiedersehen</i>	399
EPILOG	402
GLOSSAR UND ERGÄNZENDE HINWEISE	407

PROLOG

Im Herbst des vergangenen Jahres hatte ich eine Nachricht von unserem Handelspartner aus Köln erhalten. Das Pergament enthielt einen merkwürdigen Hinweis. Von einem Johann de Fries war die Rede und was dazu nach Kaufmannsart in vorsichtigen Worten über den angeblich nahen Verwandten bemerkt war, hat mich zutiefst aufgewühlt. Wenngleich mir alles höchst zweifelhaft erschien, wollte ich der Sache auf den Grund gehen. Sobald der Winter mit seinen Stürmen vorüber und die Überfahrt von Akkon nach Italien wieder möglich war, bin ich aufgebrochen.

Für einen alten Mann war es eine beschwerliche Reise. Auf dem Meer hatte es gestürmt und viele Reisende wähten sich in großer Gefahr. Diese Gefahr war jedoch nichts im Vergleich zu der, die ich vor über zwanzig Jahren auf dem Kreuzzug über Land im Heer unseres Kaisers Barbarossa bestehen musste, ganz abgesehen von den Strapazen, die wir erduldet hatten. Von Brindisi aus gelangte ich mit einer Kutsche durch Italien und dann östlich des Alpenhauptkammes durch das Herzogtum Kärnten nach Österreich und schließlich in das Land der Bajuwaren. Von dort aus dauerte die Reise nur zwei Wochen, bis ich die Stadt Köln erreichte.

Nachdem unser Kölner Handelspartner von einer Geschäftsreise zurückgekehrt war, konnten wir die anstehenden geschäftlichen Dinge bald regeln, doch endgültige Gewissheit über das, was der merkwürdige Verwandte behauptete, hatte ich nicht. Die konnte ich nur in der Heide, an dem Ort meiner Kindheit und Jugend gewinnen, und so habe ich mir ein braves Pferd gemietet und bin nordwärts geritten. Unser bescheidenes Bauernhaus in einer einsamen Gegend bei Lüneburg, in dem ich vor 48 Jahren als zweites von vier Kindern das Licht der Welt erblickt habe und auf den Namen Eike getauft wurde, hatte sich kaum verändert. Auch die Landschaft und alles ringsum waren mir vertraut wie ehemals, nur von den Menschen, die ich geliebt habe und Hals über Kopf hatte verlassen müssen, habe ich nicht mehr viele angetroffen. Aber in der Drostei habe ich erfahren, was ich wissen musste.

Die Wahrheit wird mein Leben und das meiner Familie verändern. Ich werde ihr nicht mehr ausweichen. Immer wenn es eng wurde oder wenn ich ratlos war, bin ich davongelaufen, von zu Hause, aus Lüneburg,

aus Köln, aus Grein, vor den Häschern des Drostes, vor Malo, vor Hannes, vor Griete. Gewiss, bisweilen gab es dafür gute Gründe, eine Lösung war es nie. Jetzt werde ich mich nicht mehr davonstehlen, und ich hoffe, dass mir meine Frau und unsere Kinder recht geben werden. Doch ihr Verständnis kann ich nur erwarten, wenn sie meine ganze Geschichte kennen. Daher werde ich sie aufschreiben.

** * **

Vorige Woche bin ich zurückgekommen und jetzt mache ich mich ans Werk. Getreulich und in Wahrheit will ich alles berichten, was ich zwischen meinem 13. und 28. Lebensjahr erlebt habe und von den vielen Ländern erzählen, in die es mich verschlagen hatte, von großer Freude und langer Trübsal, von guten und bösen Menschen, mächtigen und elenden, von Menschen, die ich geliebt und gehasst habe.

Meine Odyssee begann mit einem verhängnisvollen Missgeschick, das mich zwang, meine enge, kleine Heimat zu verlassen. Wenn ich mich nicht verrechnet habe, war es das Jahr 1176 nach der Fleischwerdung des Wortes unseres Herrn.

BUCH 1



DER BAUERNHOF IN DER HEIDE

NÄCHTLICHE JAGD

Plötzlich und mit Macht war es Winter geworden. Den ganzen Tag hatte es geschneit. Dicke Flocken tanzten vor den beiden winzigen, mit Schweinsblasen abgedichteten Fenstern. Unser kleines Bauernhaus schien sich noch ängstlicher als an Sommertagen unter dem breiten Astwerk einer alten Eiche zu ducken. Die dicken Findlingsblöcke, auf denen die schweren Grundbalken des Hauses ruhten, waren im Schnee verschwunden. Gegenüber dem makellosen Weiß ringsum stachen die geschwärzten Balken des Fachwerks und die mit gelbem Lehm beworfenen Wandflächen deutlich hervor. Das tief heruntergezogene Dach sah aus, als hätte es sich einen wärmenden Pelz übergezogen. Die Strohhäuben unserer niedrigen Scheune und des Holzschuppens, der eigentlich aus nichts weiter als aus diesem Dach bestand, glichen überschneiten Hügeln. Auch die Büsche im Garten und die Bäume des nahen Waldes trugen schwer an der Last des nassen Schnees. Der Weg zu unserer kleinen Kapelle, die wir zusammen mit den beiden Nachbarn vor einigen Jahren errichtet hatten, war von schlanken Wacholderbüschen gesäumt. Erstarrte Wächter, die unter ihren Kapuzen einander zuzunicken schienen.

Am Abend wurden die Schneeflocken kleiner, dann hörte es auf zu schneien. Es wurde kälter.

Meine Mutter und die Muhme saßen neben mir im Dämmerlicht auf Schemeln vor dem offenen Feuer. Gegen die tückisch von hinten heranschleichende Kälte hatten wir uns Schaffelle umgehängt. Wir streckten uns und genossen den ruhigen Abend. Hinnerk, mein älterer Bruder, versorgte das Vieh. Ringsum in der Diele die vertrauten Geräusche. Der Ochse und die Ziegen kauten ihr Heu mit mahelndem Geräusch, eintönig, ohne Pause. Unsere drei Hühner saßen auf ihren Stangen über dem Verschlag der Ziegen. Sie hatten die Köpfe unter ihre Flügel gesteckt. Wie im Traum gluckste eines leise vor sich hin. Im Heu war das leise Piepen der Mäuse zu hören. Von den beiden Speckschweinen aus dem Koben neben dem Dielentor drang ab und zu empörtes

Quieken herüber, wenn sie sich mit ihren Köpfen im Trog beim Schmatzen der Futterschlämpe aus Dreschabfällen und gehackten Eicheln zu nahe gekommen waren. Unser Hund, der alte Wetu, war so dicht ans Feuer gekrochen, dass man meinte, sein struppiges graues Fell könne jeden Moment Feuer fangen. Ihm aber schien es gerade recht. Das Zucken seiner Läufe verriet, dass er von wilder Hetzjagd träumte. Mutter und die Muhme ließen die Handspindeln tanzen und zupften mit flinken Fingern aus dem gekämmten Wollvlies einen feinen Faden. Maria und Wilhilde, meine kleinen Schwestern, kümmerten sich eifrig um ihre Stroh-puppen. Sie stapften mit gewichtiger Miene hin und her über die Diele, neben der auf einer Seite der Ochse stand und das Heu gelagert war und auf der anderen Seite die Schweine und Ziegen ihre Verschläge hatten.

Meine Schwestern ließen sich von meinen Neckereien nicht ablenken. Als ich allerdings behauptete, ihre Puppen hätten die Windeln voll und es stänke bis zu mir herüber, war es der kleinen Maria, an der ich besonders hing, zu viel.

»Ist gar nicht wahr. Meine Grete ist ganz sauber. Du lügst!«, fauchte sie.

»Gebt Ruhe, Kinder! Könnt ihr denn nur zanken? Eike, geh Holz und Torf holen.«

»Ach, Hilda, sie sind doch nur übermütig. In Wahrheit hängen die Kinder wie Kletten aneinander und können keinen Augenblick voneinander lassen. Schau nur in ihre fröhlichen Gesichter«, meinte die Muhme besänftigend.

»Trotzdem sollten sie liebevoller miteinander umgehen«, trumpfte die Mutter auf.

Ich rekelte mich und streckte gähnend die Arme in die Höhe. Warum Holz und Torf holen, wenn neben dem Feuer genügend Scheite für den Abend liegen?, dachte ich missmutig. Beim Hinausgehen konnte ich es nicht lassen, schnell noch Marias Stroh-puppe an den flachsgeflochtenen Zöpfen zu ziehen. Herrlich, wie laut die kleine Schwester aufkreischen konnte! Ich ging in den Holzschuppen, in dem jetzt, Anfang November, reichlich Brennholz und getrocknete Torfstücke gestapelt waren, füllte meinen Korb und trug ihn in die Diele.

Hinnerk hatte draußen im Hof Wasser für den Ochsen und

die Ziegen geschöpft. Unser hölzernes Brunnenhaus lag an der östlichen Giebelseite zwischen der Scheune und dem Holzschuppen. Mit dem Fuß stieß er die kleine Tür im Dielentor auf, durch die man schnell rein- und rausschlüpfen konnte, ohne das schwere große Dielentor öffnen zu müssen, was wir nur taten, wenn wir mit dem Ochsenkarren die Ernte einbrachten. Mein Bruder, knapp zwei Jahre älter als ich, war lang aufgeschossen und fast einen Kopf größer. Kräftige Sehnenbänder hielten den rappelmageren Körper zusammen. Wie ich oft genug zu spüren bekommen hatte, besaß er beinahe schon die Kraft eines ausgewachsenen Mannes. Im Gegensatz zu meinen roten Haaren waren seine Haare blond, und er achtete darauf, dass sie so kurz geschnitten waren, wie es die Stiftsdamen unseres Klosters in Walsrode von ihren Bauern verlangten: gerade mal bis auf die Ohren. Ächzend schleppte er zwei Ledereimer herein, in denen frisches Wasser schwappte. Ich fragte grinsend, ob ich ihm helfen könne. Ein wütender Blick war die Antwort. Mit mürrischem Gesicht füllte er das Wasser in die hölzernen Tröge. Durch die offen stehende Tür fegte der Wind Schneeflocken auf die Tenne und entfachte die Glut des Feuers. Rauch durchwirbelte den niedrigen Raum. Unsere Augen begannen zu brennen.

»Es hat aufgehört zu schneien. Eike, nun laufen sie und im ersten Morgenlicht kannst du einen erwischen«, flüsterte mir die Muhme so leise zu, dass es die Mutter nicht hören konnte. Ich wusste, was die Muhme gemeint hatte, aber auch, dass es die Mutter verbieten würde.

Obwohl meine Mutter damals gerade dreißig Sommer erlebt hatte, war sie bereits eine hagere, freudlose Frau. Solange ich zurückdenken kann, trug sie ihre blonden Haare zu einem Zopf geflochten, der auf dem Hinterkopf zu einer Schnecke zusammengedreht war. Ihre sonnengebräunte Haut war welk wie altes Leder. Seit unser Vater verschwunden war, kümmerte sie sich kaum noch um den Alltag unseres Heidehofs. Sie war wortkarg und fromm geworden. Häufig sprach sie jetzt von ewiger Verdammnis und ermahnte uns, die täglichen Gebete nicht zu vergessen und um des Himmels willen nicht zu fluchen. Die Muhme dagegen nahm es nicht so genau mit den Ermahnungen der Mutter. Hin und wieder rutschte ihr sogar eine lästerliche Bemerkung

kung heraus, was Mutter mit vorwurfsvollem Blick quittierte, wir Kinder aber mit heimlicher Freude hörten.

Die Muhme stand mit beiden Beinen im Leben. Mit ihrer fülligen Figur ähnelte sie Mutter auch äußerlich ganz und gar nicht. Kein Außenstehender hätte vermutet, dass sie Schwestern waren. Ihre Wangen glänzten rosig, ihre sanften grauen Augen hatten an den Winkeln viele kleine Lachfalten. Sie trug ebenfalls ihr blondes Haar zu einem Zopf geflochten. Der hing jedoch frei und lang am Rücken herunter und wirbelte bei ihren lebhaften Bewegungen munter hin und her. Da sie das Geschehen auf dem Hof lenkte, war es ganz natürlich, dass wir Kinder uns mehr und mehr an die Muhme anlehnten. Nicht nur, dass sie stets wundersame Geschichten zu erzählen wusste, sie hatte darüber hinaus zu jeder Zeit ein offenes Ohr für unsere Sorgen, und bei allem, was sie von uns verlangte, hatten wir das Gefühl, dass sie gerecht war. Zudem war die Muhme immer fröhlich, und das gefiel uns.

* * *

Draußen war es dunkle Nacht geworden.

Unsere beiden Schlafkammern lagen etwas erhöht an der westlichen Giebelseite hinter der Bruchsteinwand, die die Diele begrenzte. Die Kammern waren durch einen hölzernen Verschlag voneinander getrennt. Mutter und die Muhme schliefen auf der einen, Hinnerk und ich auf der anderen Seite. Die Betten von Mutter und der Muhme waren bis zur Decke mit Brettern umgeben und hatten jeweils einen seitlichen Einstieg. Hier schliefen auch meine beiden Schwestern, mal bei der Mutter, mal im Bett der Muhme, wie sie gerade mochten. Hinnerk und ich teilten uns eine Schlafkoje.

Seit die Muhme mir ins Ohr geflüstert hatte, erfüllten mich ein Kribbeln und eine Spannung, wie ich sie jedes Mal verspürte, seit ich im letzten Winter zum ersten Mal heimlich zur verbotenen Jagd losgezogen war. Sehr zum Ärger meines Bruders wälzte ich mich die ganze Nacht hin und her. Ich fieberte dem Morgen entgegen. Gedanken an den nächtlichen Wald mit seinen Geis-

tern, Kobolden und wilden Tieren vertrieben mir andauernd den Schlaf.

Noch mitten in der Nacht brach ich auf. Hinnerk wäre sicher gerne mitgegangen. Aber er durfte sich nichts zuschulden kommen lassen, denn der Drost, der den Grundbesitz des Klosters Walsrode verwaltete, hatte eingewilligt, ihm in zwei Jahren den Hof zu übergeben. Einen Teil der dafür fälligen Abgaben hatten wir bereits entrichtet, um die spätere Übergabe zu besiegeln. Bei dem geringsten Anlass hätte der Drost unseren Hof eingezogen und ihn einem anderen Grundholden zugesprochen. Der Drost war nicht nur der Verwalter des Klosters, das die Grundherrschaft innehatte und dem wir daher zu Abgaben und Diensten verpflichtet waren, er war zugleich der Gerichtsherr aller, die auf den Grundflächen des Klosters ansässig waren. Er war ein launischer Mann, der von allen Bauern gefürchtet wurde. Und als wäre der Zehent, der an die adeligen Klosterdamen entrichtet werden musste, nicht Last genug, ließ er die Bauern Jahr für Jahr länger bei Aussaat und Ernte auf seinen Äckern schuften. Wir gehörten zu denjenigen, die ihren Hof zwar nach eigenem Ermessen bewirtschaften konnten, auf seinem herrschaftlichen Gutshof, dem Fronhof, jedoch bei allen Arbeiten helfen mussten. Leider durften nicht wir bestimmen, wann wir für uns wirtschafteten und wann wir für den Drost arbeiten mussten. Bei gutem Erntewetter wurden wir daher stets zum Fronhof befohlen und konnten danach zusehen, wie wir bei oft schlechtem Wetter unsere Ernte einbrachten.

* * *

Fest in meinen wollenen Kittel und den Mantel gehüllt, drückte ich die Dielentür gegen den angewehten Schnee auf und schlüpfte durch einen Spalt hinaus in die nun mondhelle Nacht. Bis zur Hecke humpelte Wetu mir nach. Dann blieb er mit traurigem Blick zurück. Allen Hunden waren die Sehnen der Hinterläufe durchschnitten. Der Drost hatte es so befohlen, damit sie dem Wild keinen Schaden zufügen konnten. Das geschah wenige Tage nach der Geburt, wenn die überzähligen Welpen erschlagen worden waren.

Der gefrorene Schnee knirschte unter meinen Schritten. Es war die kälteste Stunde der Nacht. Etwa eine Bogenschusslänge folgte ich dem jetzt schneebedeckten alten Sandweg, der zur Kate unseres Häuslings führte. An einer krummen, zerborstenen Buche, dort, wo Wacholder und Ginster eine Lücke gelassen hatten, bog ich ab. Ich gelangte an den Waldsaum, zögerte. Alle Sinne angespannt, horchte ich ängstlich in die Finsternis. Dann wagte ich den ersten Schritt, bahnte mir den Weg durch das dornige Gestrüpp der Schlehen, bis der Hochwald mich aufnahm. Der Wald war Teil der Allmende, des Klosterbesitzes, der von den Bauern genutzt werden durfte, und dieses Waldstück war uns als Hutebereich zugeteilt worden. Hierher trieben wir unsere Schweine im Herbst zur Eichelmast, hier schnitten wir Gras und Aufwuchs, um es als Futter und Einstreu zu verwenden, hier kannte ich mich selbst im Dunkeln aus.

Als das erste Licht des neuen Tages durch das kahle Geäst der hohen Buchen und Traubeneichen sickerte, verspürte ich Erleichterung, denn jetzt mussten die Gespenster der Nacht, die bisweilen heulend und seufzend in der Dunkelheit umhergehen, dem Licht weichen. Einige Schritte folgte ich der Spur, die ein Fuchs wie Perlen auf einer Schnur in den Schnee gezeichnet hatte. Dann, in einer Senke, wo im Sommer der hohe Farn steht, entdeckte ich das Geläuf eines Hasen. Hin und zurück führte es mich von einem Gewirr aus Brombeerranken zu den Bodentrieben eines Haselnussstrauchs, bis es an einem schneebedeckten Haufen aus sperrigem Geranke endete. Da keine Spur von dort wegführte, nahm ich die dreizackige Gabel von der Schulter, sah mich vorsichtig um und stieß mit aller Kraft zu. Ein wimmernder Klagelaut, ein schneller Griff – und ich spürte Warmes, Wolliges. Meine dornenzerkratzten Finger krallten sich in das Fell. Ein schneller Schlag ins Genick ließ den Hasen verstummen. Mit dem Fuß schob ich die Gabel unter einen Strauch, um sie zu verbergen. Wegen der eisernen Zinken gehörte sie, so wie Sichel, Sense, Hacke und Axt, zum kostbaren Besitz unseres Hofes. Später oder in den nächsten Tagen blieb Zeit genug, sie heimzuholen.

Ich machte mich auf den Rückweg. Alle Anspannung war von mir abgefallen. Jetzt spürte ich Erschöpfung. Sehnsüchtig dachte

ich an das warme Bett, in das ich gleich zu meinem Bruder schlüpfen würde. Ich strich über das weiche Fell des Hasen, den ich zwischen Mantel und Kittel mit dem Arm festgeklemmt hielt. So hätte ich ihn unauffällig in den Schnee gleiten lassen können, falls mir jemand begegnet wäre, denn Wilddieberei galt bei den weltlichen und geistlichen Herren als schweres Vergehen. Stärker als all meine Bedenken war die Aussicht, nach langer Zeit wieder einmal Fleisch in der Schüssel zu haben. Wie lange hatte es keines mehr gegeben! Es war im letzten Frühjahr, als eine Geiß erkrankte und einzugehen drohte. Schnell hatte der Vater ihr mit der Sichel den Hals durchschnitten und sie ausbluten lassen. Für die Eltern war es ein trauriger Tag, denn die Geiß war tragend gewesen. Wir hatten nicht nur ein Muttertier, sondern auch die Kitze verloren, die einen Teil der jährlich zu leistenden Abgaben, den Zehent, hätte ausmachen sollen. Für mich hingegen war es ein Freudentag, was ich natürlich nicht zeigen durfte. Endlich wurde das tägliche Einerlei aus Suppe und Brei, Brei und Suppe, unterbrochen.

Auf einmal durchdrang meinen Kittel und die Bruche warme Feuchtigkeit. Ich hatte vergessen, die Blase des Hasen auszudrücken, die sich nun entleerte, nachdem sich die Muskeln entspannt hatten. Ich zog meine Beute hervor und in diesem Augenblick sah ich ihn. Gregor, einen der Jagdknechte des Klosters, die dem Drost unterstanden. Offensichtlich hatte er mich beobachtet: Mit breitem Grinsen kam er auf mich zu.

»Hab ich dich! Zeig, was du da hast!«, befahl er barsch. »Ein strammer Hase. Sieh mal einer an. Das wird unseren Herrn gar nicht freuen«, knarzte er voller Hohn.

Mein erster Gedanke war: Flucht! Schon spannte ich die Muskeln und wollte loslaufen, da wurde mir klar, dass es kein Entkommen gab. Gregor war ein guter Schütze. Mit einem gezielten Schuss seiner Armbrust würde er mich einholen. Niedergeschlagen ergab ich mich in mein Schicksal.

Schweigend stapften wir durch den Schnee den weiten Weg zum Gutshof des Drostes. Die weiße weglose Heide kam mir endlos vor. Frostige Stille, nur unterbrochen, als sich zwei Raben mit krächzendem Schrei und klatschendem Flügelschlag davonmachten. Einmal, in der Ferne, das Geheul von Wölfen und das erschreckte Bellen eines Rehbocks. Es ging auf den Mittag zu, als wir das in einer weiten Senke neben dem Heidbach gelegene Anwesen erreichten. Das zweigeschossige Herrenhaus war ganz aus gespaltenen Feldsteinen erbaut. Den großen Hof mit Brunnen und riesigem Misthaufen umstanden eine Remise, die Scheune und die Ställe.

Ich hatte das mit Schindeln gedeckte Herrenhaus nie von innen gesehen. Ob es wohl stimmte, was man sich erzählte? Dass die Drostei so viele Gemächer hatte, dass man sich verirren, womöglich nicht mehr hinausfinden konnte? Dass es im Keller riesige Gewölbe gab und so viele Vorräte, dass ein ganzes Dorf ein Jahr lang davon satt würde? Dass in allen Räumen im Winter ein Feuer brannte, alle Fußböden aus Stein und die Wände mit Tüchern behängt waren, auf denen gestickte wilde Tiere den Betrachter erschreckten?

Gregor stieß mich unsanft vor sich her in die geräumige Küche und drückte mich auf einen der an der Wand stehenden dreifüßigen Schemel.

»Gewildert hat er!«, rief er den um einen langen Tisch sitzenden Mägden zu, warf den toten Hasen schwungvoll auf die Tischplatte und verließ das Haus. Eine alte Magd winkte mich zu sich. Nach einer Weile setzte sie mir eine Schüssel mit Gerstenbrei vor.

»Nun stärke dich erst einmal, bevor der Herr entscheidet, was mit dir geschehen soll«, brabbelte sie mit fast zahnlosem Mund. »Ja, er ist ein strenger Herr, und Wilderer haben bei ihm nichts zu lachen. Nur mit jungen Burschen ist er bisweilen gnädig.«

Während sie sprach, steckte sie sich fortwährend trockene Brotstückchen in den Mund und mümmelte auf ihnen herum, bis sie weich und gut zu schlucken waren.

Niedergeschlagen kauerte ich an dem langen Tisch und starrte auf den Gerstenbrei. Die Angst vor dem Strafgericht schnürte mir die Kehle zu. Aber der Duft des gewürzten Breis stieg mir so verlockend in die Nase, dass ich ihn schließlich mit Heißhunger verschlang.

Die Mägde rings um den Tisch schien mein Schicksal nicht zu kümmern. Munter unterhielten sie sich, während sie Wolle kämten oder Binsen zu flachen Körben flochten. Abseits neben einer großen Eichentruhe hockte ein mürrisch dreinblickender Mann. Er sah zu mir herüber und musterte mich mit kaltem Blick. Dann stand er auf und ging einen Gang entlang, der von der Küche zu einer Flügeltür führte, hinter der er verschwand. Wenige Augenblicke später kam er zurück. Hinter ihm hörte ich durch die offene Tür eine dröhnende Stimme. Es musste die des Drostes sein. »Bring ihn heute Abend nach der Messe. Und dass er sauber ist, sonst lasse ich dich auspeitschen!«

Ängstlich geduckt ging der Kerl zu einer jungen Magd und flüsterte ihr etwas zu. Dann verließ er die Küche.

Wieder ertönte die fordernde Stimme des Drostes hinter der Flügeltür. »Bring mir Wein! Schick bloß nicht die, die heute Morgen bei mir war. Pickelige Weiber mag ich nicht. Die Marie soll's bringen.«

»Das geht nicht, Herr«, erwiderte die alte Magd krächzend. »Die Marie ist seit Tagen verschwunden. Es heißt, sie sei ins Moor gegangen.«

»Was sagst du da? Ins Moor? Dumme Gans! Hatte es weiß Gott gut bei uns! Hätte eben aufpassen müssen. Ihr Weiber wisst doch sonst, wie man es anstellt. So schick mir halt die Notburga.«

»Die Notburga ist auch nicht da. Ist zu ihrer Mutter. Die hat das Heiße Fieber«, nuschelte die Alte unbeeindruckt vor sich hin.

»Was ist hier los?«, polterte der Drost. »Macht hier jeder, was er will? Wir bestimmen, wer wann wohin geht! Ihr habt uns zu dienen, ohne Wenn und Aber. Nicht so, wie ihr es meint, sondern wie wir es wollen. Wir sind der Herr! Dass das nicht in eure verdammten Bauernschädel geht. Reinprügeln muss man es euch.«

Die alte Magd sortierte unbekümmert die Bohnen weiter.

Ich war ängstlich zusammengezuckt, als ich die dröhnende Stimme des Drostes hörte. Jetzt bist du dran, dachte ich, aber keiner kümmerte sich um mich. Die Mägde gingen weiter ihrer Arbeit nach. Bis auf ein paar gedämpfte Rufe auf dem Hof und fernes Hundegebell war auch draußen alles ruhig. Ängstlich sah ich mich erneut um, bestaunte die vielen Kupfertöpfe, die am Herd hingen, überlegte, was die irdenen Gefäße auf den Regalen an der gekalkten Seitenwand wohl enthalten mochten, als plötzlich die Flügeltür am Ende des langen Ganges weit aufflog und eine junge Magd heulend herausgelaufen kam. Schlagartig verstummten Gespräche und Gelächter. Bis auf die alte Magd sprangen alle auf und huschten durch eine schmale Tür nach draußen. Die junge Magd, der die aufgelösten Haare wild um den Kopf hingen, lief zu der Alten und klammerte sich ängstlich an sie.

»Wie oft habe ich es dir gesagt! Wenn du den Herrn so reizt, brauchst du dich nicht zu wundern, dass er dich auf sein Lager zerrt. Steck dir die Haare hoch. Binde dir ein Tuch um den Kopf und ein dreieckiges Fürtuch vor den Bauch. Wenn er in der Nähe ist, dann wackle nicht so mit dem Hintern, sondern schlurf gekrümmt daher, und wenn er vorbeikommt, schlag gefälligst die Augen nieder. Wenn es dir nicht so ergehen soll wie der Marie, dann denk dran: nicht an den gefährlichen Tagen! Ein wenig Blut vom Schwein oder einem anderen Vieh. Das hält ihn ab. Und zur Vorsicht eine Schweins- oder Fischblase. Wenn das eine nicht hilft, dann das andere. So habe ich es gemacht und es hat immer geholfen. Nichts ist passiert.«

Mit offenem Mund hatte ich dem merkwürdigen Gespräch der beiden zugehört. Während ich grübelte, was das alles zu bedeuten hatte, kam die Magd herein, mit der der hagere Kerl vorhin getuschelt hatte.

»Komm mit, Kleiner«, forderte sie mich auf. Dabei musterte sie mich grinsend von oben bis unten.

Wir verließen die Küche und begaben uns nach nebenan in ein ebenfalls mit Steinen ausgelegtes Gemach. Das war so hoch, dass ich den Kopf in den Nacken legen musste, um zur Decke sehen zu können. Die Magd ging zu einer Truhe und entnahm ihr einen wollenen Mantel. Dann betraten wir einen Raum, der neben dem Hof an der Ostseite des Gebäudes lag und durch

einen kurzen Gang mit der gegenüberliegenden Küche verbunden war. Das Fenster zum Hof war mit hölzernen Fensterläden verschlossen und der niedrige Raum derart voller Wasserdampf, dass ich kaum die Wände sehen konnte. In der Mitte stand ein hoher hölzerner Badezuber. Gerade schleppten zwei Knechte einen großen Kessel aus der Küche herein, aus dem sie erneut heißes Wasser in den Zuber füllten. Als die beiden verschwunden waren, forderte die Magd mich auf, mich zu entkleiden. Sie nahm meine Sachen und warf sie auf eine an der Wand stehende Bank. Ich war so verwirrt, dass ich gar nicht daran dachte, nach dem Warum zu fragen. Vielleicht, so kam mir der Gedanke, war es bei den hohen Herren üblich, jemanden erst zu bestrafen, wenn er zuvor gebadet worden war. Ich stieg über ein Treppchen in den Zuber und ließ mich in das warme Wasser gleiten. Die Magd begann, meinen Rücken mit einer rauen Bürste zu schrubben.

»Stell dich hin! Glaubst du, ich könnte überall ran und dich sauber kriegen, wenn du da unten hockst?«, fuhr sie mich an. Mit dem Arm wischte sie sich den Schweiß von der Stirn. Ihr inzwischen klatschnasses dünnes Hemd klebte an dem üppigen Busen, der bei ihren heftigen Bewegungen auf und ab wogte. Als ich meine Füße auf den Zuberrand stellte, damit sie ebenfalls gesäubert werden konnten, rümpfte sie entrüstet die Nase.

Pah, die sollte meine Füße mal sehen, wenn ich barfuß aus dem Stall komme. Natürlich spülten wir uns im Sommer die Füße ab, aber doch nicht im Winter, wenn es eisig kalt war. Kein vernünftiger Mensch machte das. Ich fand die Magd auch deshalb merkwürdig, weil sie immer noch weiter schrubbte, obschon kein Dreck mehr zu sehen war. Ich ließ sie gewähren, denn das Wasser war schön warm. Ich hatte alle Angst vergessen und stellte mir vor, wie sie zu Hause Mund und Nase aufsperrten würden, wenn ich ihnen von dem Bad mitten im Winter erzählen würde. Die Stimme der Magd schreckte mich aus meinen Träumen auf, als sie mir befahl, endlich aus dem Zuber zu steigen. Unsanft rubbelte sie mich mit einem Tuch trocken. Dabei fuhr sie mir dauernd zwischen die Beine, rieb und scheuerte und begann schließlich, mich sanft zu streicheln. Als sie meine Erregung wahrte, hob sie plötzlich Fürtuch und Hemd hoch und zog mich an sich. Auf der Bank hockte sie sich rittlings auf. Ihre Bewegungen waren

kurz und heftig. Danach warf sie mir den wollenen Mantel zu und verließ die Badestube.

Völlig durcheinander hockte ich mich in eine Ecke und wickelte mich in den Mantel. Ich grübelte und grübelte. Je mehr Zeit verstrich, umso unwohler fühlte ich mich. Es machte mir Angst, dass alles anders war, als ich erwartet hatte. Statt mich zu beschimpfen, hatten mich alle freundlich behandelt, mir sogar zu essen gegeben. Und dann das mit der Magd! Ich verstand es einfach nicht.

Als die Mittagszeit vorüber war – ich war vor Übermüdung ein wenig eingenickt –, hörte ich auf dem Hof einen Karren heranrumpeln. Ein weiterer kam und noch einer und wieder einer. Rufe schallten über den Hof. Es wurde laut und lauter. Ich ging an das Fenster und spähte durch einen breiten Spalt zwischen den Holzläden nach draußen. Jetzt fiel es mir ein: Heute war Martini, einer der Abgabentage. Die Bauern waren gekommen, um das Kleinvieh abzuliefern, das sie der Grundherrschaft schuldeten. Sie standen in Gruppen bei ihren Wagen, auf denen Schweine, Schafe und Ziegen in Holzverschlägen rumorten oder an Hanfstricken zerrten, mit denen sie dort angebunden waren. Ihre Weiber hockten am verschneiten Brunnenrand. Neben sich hatten sie Körbe, in denen es gackerte, schnatterte und quiekte.

Die Gespräche verstummten. Ich sah einen massigen Kerl, der sich leicht schwankend zu den Bauern in den Hof begab. Das musste er sein, der Drost. Er ließ sich von einem seiner Diener Listen reichen, in denen offensichtlich vermerkt war, was jeder zu liefern hatte. Mit herrischer Stimme rief er jeden Einzelnen auf. Misstrauisch prüfte er, was die Bauern ihm brachten, befühlte und musterte, kritisierte und mäkelte herum: Die Sau war ihm zu mager, das Huhn zu alt, das Schaf zu verdreckt, die Ziege zu dünn, der Gans fehlten ein paar Daunen!

Ich hörte, wie ihn zwei der Bauern auf das nächste Jahr vertrösten wollten.

»Ihr habt zu liefern!«, schrie er sie an. »So ist es unser Recht und göttlicher Wille! Jetzt! Hier! Heute! Nicht im nächsten Jahr, in diesem ist der Zehent fällig.«

Nun trat ein Bauer vor, den ich kannte. Von ihm hatten die Eltern vor Jahr und Tag eine unserer Ziegen gekauft. Es war

Godhelf, ein Grundhold aus dem Wiesental gleich hinter dem Forst, der neben dem Gutshof des Drostes begann. Er besaß ein paar Ziegen und einige Enten. Sogleich begann er zu jammern: »Herr, bei dem feuchten Wetter sind mir alle drei Zicklein eingegangen. Was soll ich nur machen? Wenn ich nichts habe, kann ich Euch nichts geben. Herr, ich weiß nicht aus noch ein!«

»Wenn dir die Zicklein eingegangen sind, dann bringst du mir eben zwei ausgewachsene Tiere«, herrschte ihn der Drost an.

»Das sind die Muttertiere, Herr. Woher soll ich dann im nächsten Jahr die Zicklein nehmen, die ich Euch schulde?«

Godhelf war verzweifelt.

Der Drost stutzte und überlegte einen Augenblick. Dann entschied er: »Da du nicht gibst, was du uns schuldest, wirst du nicht einen, sondern zwei Tage in der Woche Robot leisten. Es sei denn«, fügte er lauernd hinzu, »es fällt dir etwas ein, was deinen Herrn in anderer Weise zufriedenstellen könnte. Nun, was ist?«

»Wie wäre es, wenn Euch meine Tochter für eine Weile zur Hand ginge? Wäre Euch damit gedient? Sie ist zwar erst dreizehn, aber kräftig und fleißig. Sie kann ...«

»Schick sie vorbei! Dann sehen wir, zu was sie taugt.«

Nach und nach lieferten die Bauern ihr Vieh ab und machten sich danach auf den Heimweg.

* * *

Endlich, es ging allmählich auf den Abend zu und es begann zu dämmern, da öffnete sich die Haustür und der hagere Kerl mit der versteinerten Miene und dem kalten Blick holte mich ab. Wir gingen durch den Gang, der von der Küche zu der breiten Flügeltür führte. Rechts und links flackerten jetzt Fackeln in den Mauerringen. Kurz bevor wir die Flügeltür erreichten, spiegelte sich der Schein zweier Kerzen in einer silbrig glänzenden Glasfläche. Ich schreckte zusammen. Dort starrte mir ein Gesicht entgegen, mein Gesicht. Unverkennbar! Der wirre rote Haarschopf, die Stupsnase! Ungläubig sah ich das Blau meiner Augen, die roten Backen. Und, was ich nie gesehen hatte: unzählige Som-

mersprossen. Häufig hatte ich mein Spiegelbild im Brunnen betrachtet und mir einen Spaß daraus gemacht, ein Steinchen ins Wasser zu werfen, um zu beobachten, zu welcher lustiger Fratze es sich verzog. Aber so deutlich und in kräftiger Farbe hatte ich mich nie gesehen.

Der mürrische Diener zerrte mich unwirsch weiter. Er pochte an die Flügeltür. Hinter ihr antwortete ein tiefes Brummen. Zögernd traten wir ein. Die große Halle versank im Dämmerlicht einer schwachen Beleuchtung. An der Wand flackerten zwei Fackeln. Neben dem Kamin stand ein Kandelaber mit halb heruntergebrannten Kerzen, die von der Hitze des Kaminfeuers gekrümmt waren. Der Hagere stieß mich in die Seite und drückte mich auf die Knie. Wieder dieses Brummen! Wir erhoben uns. Jetzt sah ich ihn aus der Nähe: einen grobschlächtigen, trüfäugigen Mann, der ein Lächeln versuchte, das jedoch zu einer abstoßenden Grimasse missriet. Er trug einen kostbar bestickten Mantel und saß in einem Sessel.

»Gut so! Schick die Wachen weg. Dich brauche ich auch nicht mehr.«

Der Hagere, dessen Gesicht wohl noch nie Freundlichkeit ausgestrahlt hatte, schlurfte zur Tür zurück, verbeugte sich zwei Mal und verließ den Raum.

»Komm näher«, befahl der Drost mit dunkler Stimme. »Nun komm schon«, wiederholte er, als ich mich nicht rührte.

»Du hast gewildert, hast uns einen Hasen gestohlen. Wie du weißt, ein schweres Vergehen! Dafür solltest du hängen. Mindestens eine Hand müsste dir der Henker abschlagen. Diesmal will ich Gnade vor Recht ergehen lassen. Komm, setz dich hierher!«

Mit seiner beringten Hand wies er auf ein mit Fellen bedecktes Lager, das direkt neben seinem auf einem Podest stehenden Sessel frei im Raum stand. Es war so groß, dass auf ihm eine ganze Bauernfamilie Platz zum Schlafen gefunden hätte. Ächzend erhob er sich und näherte sich mir in säuerlicher Dunstwolke. Unvermittelt schlug er seinen Mantel auf. Darunter war er nackt. Erschreckt sprang ich auf und lief zur Tür. Ehe ich sie öffnen konnte, packte er mich und zerrte mich zurück auf das Lager. Aufstöhnend schob er meinen Mantel hoch und warf sich

auf mich. Ich war vor Angst wie gelähmt, als er mich auf den Bauch drehte und mein Hinterteil anhob. Mich packte rasendes Entsetzen, als er mich stöhnend vor- und zurückschob und versuchte, in mich einzudringen. Ich strampelte und drehte mich, so gut ich konnte. Aber sein massiger Körper hielt mich unbarmherzig unter sich. Heftiger und brutaler wurden seine Stöße. Dann wurden die Bewegungen des Scheusals langsamer. Schließlich wälzte er sich zur Seite. Ich sprang auf, wollte fliehen. Er hielt mich jedoch an einem Bein fest und als er versuchte, mich wieder zu sich herunterzuziehen, stieß ich ihm mit dem linken Knie so heftig wie ich konnte in den Unterleib. Fluchend griff er sich an sein Gemächte und kippte seitlich vom Lager. Als er versuchte aufzustehen, verlor er rückwärts torkelnd das Gleichgewicht. Er verfang sich in seinem Mantel und stürzte zu Boden. Krachend schlug sein Kopf auf die steinerne Kante des Podestes, auf dem sein Sessel stand. Wie gelähmt starrte ich auf den Liegenden. Wie lange ich so dastand, weiß ich nicht. Vielleicht nur einen Augenblick, vielleicht auch eine lange Zeit. Der entblößte Körper lag regungslos vor mir. Unvermittelt tröpfelte es aus seinem Glied, begann zu rinnen. Der Anblick des perlenden Wassers löste meine Schreckensstarre.

* * *

Wie ich zurück in die Badestube und zu meinen Kleidern gekommen bin, kann ich nicht sagen. Ich weiß ebenso wenig, wie ich in der Nacht den weiten Weg vom Anwesen des Drostes zu unserem Hof gefunden hatte. Erst als ich vor dem Dielentor stand, kam ich zur Besinnung. Alles war finster. In der Diele sprach mich die Muhme an: »Eike, Junge, wo warst du? Den ganzen Tag haben wir dich verzweifelt gesucht. Wir haben uns die größten Sorgen gemacht. Wo warst du?«, wiederholte sie mit zitternder Stimme.

Statt zu antworten, fragte ich, wo die Mutter sei, denn ich hatte Angst, dass sie mir endlos Vorwürfe machen würde.

»Sie ist in der Kammer. Sie hat gebetet und ist darüber wohl eingeschlafen. Jetzt sag endlich: Wo warst du?«

Stillschweigend hörte sie mich an.

»Du musst fort von hier«, stellte sie nüchtern fest. »Niemand

würde dir glauben. Sie würden kurzen Prozess mit dir machen. Alle wissen zwar, wie er es treibt und dass er keine Gelegenheit zur Sünde auslässt. Trotzdem wird sich niemand finden, der gegen ihn aussagt, und selbst wenn: Die Richter sind seinesgleichen und würden einer Magd oder einem Bauernjungen niemals glauben, wenn der Herr behauptet, alles sei gelogen. Am Ende müsste einer, der ihn anzeigt, froh sein, mit heiler Haut davonzukommen. Nein, das ist aussichtslos.«

»Aber wenn ich fliehe, glauben sie mir erst recht nicht.«

»Eike, du musst fort!«, wiederholte sie mit Bestimmtheit. »Andernfalls werden sie dich hängen! Geh nach Lüneburg in die Saline, dort brauchen sie kräftige Burschen und fragen nicht viel. Für eine Weile kannst du dich da verstecken, bis sich hier alles beruhigt hat.«

Glaubte sie tatsächlich, dass sich alles beruhigen würde? Nein, sie wusste, dass es wohl ein Abschied für immer sein musste.

»Beeil dich!«, mahnte sie. »Du musst einen guten Vorsprung haben, wenn sie morgen hinter dir her sind. Es dauert nicht mehr lange, dann beginnt es zu dämmern. Wenn sie kommen, werde ich sie zum großen Moor schicken und sagen, dass du oft dorthin gehst, weil du dich da auskennst und sicher fühlst.«

Während ich Füße und Waden mit trockenen Leinenbinden umwickelte, holte die Muhme die ledernen Wendeschuhe des Vaters aus der Truhe.

»Du wirst sie brauchen«, meinte sie.

Dann zog sie einen Beutel aus einem Spalt zwischen zwei Balken hervor.

»Nimm das. Ein Mariengroschen und ein Silberpfennig. Sei sparsam damit, es ist alles, was ich habe.« Mit erstickender Stimme flüsterte sie: »Ich bin an allem Schuld.«

Ich war verwirrt, wusste nicht, was ich sagen sollte. Schluchzend umarmte ich meine liebe Muhme. Sie blickte zu Boden und mahnte erneut zur Eile. Schnell tränkte ich einen alten Wollfetzen mit Lampenöl und band ihn an einen Stock. Dann trat ich hinaus in die Nacht und lief los – gegen die Mittagsrichtung, auf das Moor zu. Am Rande des Moores, dort, wo es für Unkundige gefährlich zu werden begann, ließ ich den ölgetränkten Lappen an dem Stock hinter mir durch den Schnee schleifen. Ich ver-

wischte die Spur und hoffte, dass der tranige Geruch die Nasen der Hunde, mit denen sie mich suchen würden, täuschen würde. Dann machte ich in großem Bogen kehrt.

Gegen Morgen setzte heftiger Wind ein, und bald waren meine Spuren verweht.

* * *

Heute ist ein trüber, regnerischer Tag. Im Kontor und in den Lagern scheint alles seinen gewohnten Gang zu nehmen. Meine Familie weiß, dass ich Wichtiges zu Pergament bringen und ungestört sein möchte. In meiner kleinen Kammer über dem Kontor lassen sie mich in Ruhe schreiben. Dass mich unsere beiden Enkel, der Maximilian und die kleine Isabella, oftmals besuchen, nehme ich gerne hin. Man kann ohnehin nicht erwarten, dass sie mit ihren drei und gerade einmal einem Jahr erkennen, wann sie jemandem lästig werden. Da können sie unsere Tochter Hildegard und ihr Gemahl Frederico noch so häufig ermahnen.

Obwohl es mich bei dem Gedanken an den eisigen Winter 1176 bis heute fröstelt, lasse ich meine Gedanken zurückgleiten und greife zur Feder.

AUF DER FLUCHT

Ich lief durch den Wald, über die Heide, mied die Wege. Angst trieb mich an. Waren die Häscher bereits hinter mir? Ich spürte weder Kälte noch Wind. Nur weiter, schnell weiter!

Schließlich brach ein heller, freundlicher Wintertag an. Für mich ging damit der Schutz der Dunkelheit verloren. Nur vorsichtig wagte ich mich über freies Feld. Dauernd überfielen mich die Bilder der vergangenen Stunden. Ich war allein, ohne Schutz, ohne Geborgenheit. Mutlosigkeit überkam mich. Der Hunger wurde quälend. Niedergeschlagen hockte ich mich auf einen Baumstumpf.

»Umkehren! Einfach umkehren! Und wenn sie mich hängen? Na und! Kann nicht schlimmer sein, als zu erfrieren oder zu verhungern.«

Als die Sonne zu sinken begann, raffte ich mich auf und ging weiter. In der Abenddämmerung kam ich an einen Bach, folgte seinem Lauf und stieß auf eine Mühle. Vom Backhaus, das abseits neben dem kleinen Mühlenteich lag, kam der Duft frisch gebackenen Brotes. Ich meinte, den nagenden Hunger nicht länger ertragen zu können, konnte an nichts mehr denken als an Brot. Hinter einem verfallenen Schuppen lag, geduckt in der Bachniederung, das Mühlenhaus. Die Mauern waren mit Efeu überrankt. Das strohgedeckte Dach schien sich unter der Last des Schnees zu biegen. Ein Hund schlug an. Durch die Ritzen eines mit Holzläden verschlossenen Fensters fiel der flackernde Schein einer Öllampe. Auf mein Pochen öffnete sich knarrend die schwere Eichentür. Eine große Gestalt hob sich dunkel gegen den schwach erleuchteten Hintergrund ab.

»Was willst du?«

»Bin unterwegs zu meinem Oheim und wollte fragen, ob Ihr mir einen Laib Brot verkaufen könntet. Ich habe gute Münzen«, antwortete ich und bemühte mich, das Zittern in meiner Stimme zu verbergen.

»So, so, zu deinem Oheim. Und wo wohnt dein Oheim?«

»In der Stadt.«

»Bis zur Stadt ist es weit. Bist du allein?«

»Ja ... nein, mein Vater kommt bald nach«, erwiderte ich stockend, da ich es für ratsam hielt, den Müller nicht wissen zu lassen, dass ich alleine war.

»Haha, dann bist du also die Vorhut.«

Fast bereute ich, angeklopft zu haben. Meine Angst ließ jedoch nach, als der Müller in sachlichem Ton fortfuhr: »Wenn du Geld hast, kannst du etwas haben. Zeig her!«

Hastig fingerte ich den Lederbeutel von meinem Gürtel, öffnete den Zug und griff nach einer der beiden Münzen. Als sie ans Licht kam, sah ich, dass es der Mariengroschen war. Neugierig beugte sich der Mann vor und drehte sich zur Seite, um besseres Licht zu haben. Er schien zufrieden zu sein.

»Hm, komm!«, murmelte er und ergriff die hinter ihm stehende Öllampe. Wir gingen durch einen langen Flur bis zu einer Tür, die in den Hof führte und traten nach draußen.

»He, Malo!«

»Ja, Müller?«, kam krächzend die Antwort aus einer gegenüberliegenden Scheune.

»Hier ist ein Bursche, der will zu essen haben. Er kann bezahlen. Sieh zu, wie du ihn satt bekommst.«

Die Stimme des Müllers klang jetzt boshaft. Er hielt die Lampe hoch. Sie beleuchtete eine hünenhafte Gestalt, bei deren Anblick es mich schauderte. Strähnige dunkle Haare des etwa Mittzwanzigers umgaben ein wölfisch grinsendes Gesicht, aus dem mich kalte Fischaugen anglubschten. Eine rot geränderte Narbe verunzierte die linke Wange. Ich wollte fortlaufen, konnte mich jedoch nicht rühren. Sein muskulöser Arm hatte sich bleiern auf meine Schultern gelegt. Krachend fiel hinter uns die Tür ins Schloss. Der Müller war ins Haus zurückgegangen. Der Kerl schob mich über den vom Mondlicht erhellten Hof auf die Scheune zu.

»Zeig dein Geld her!«, zischte es undeutlich neben mir.

Ich zog den Beutel hervor. Da traf mich die Faust des Ungeheuers in den Bauch. Brennender Schmerz stieg in mir hoch. Ich rang nach Luft. Ein heftiger Tritt ließ mich taumeln. Die Umrisse der Scheune verschwammen. Benommen wankte ich auf einen offenen Schuppen zu, der sich halb verfallen an die Giebelwand der Scheune lehnte. Ich kroch hinein, geriet unter einen Wagen und allerlei Gerümpel. Dann verlor ich das Bewusstsein. Als ich zu mir kam, näherten sich Schritte und der tastende Schein einer Lampe! Doch die Schritte entfernten sich wieder. Meine Hände fühlten Schnee und glitschigen Schlamm. Dann war da die Scheunenwand. Zwei der senkrechten Bretter waren an den unteren Enden verfault. Am Boden war eine Lücke. Ich zwängte mich unter den Brettern hindurch, fühlte trockenes, warmes Heu. Vorsichtig wühlte ich mich hinein und blieb reglos liegen. Nicht lange und ich hörte die schnarrende Stimme meines Peinigers.

»Wenn ich es dir sage, Müller, es war nur ein Pfennig in seinem Beutel. Das flackernde Licht der Lampe hat dich getäuscht.«

»Du Schuft! Ist das der Dank dafür, dass ich dich aufgenommen und vor dem Henker bewahrt habe?«

Trampeln und Scharren grober Holzschuhe auf gestampftem Lehm Boden, ein Röcheln, ein dumpfer Schlag. Ein Körper fiel zu Boden. Stille. Oben im Gebälk machte sich jemand an etwas zu

schaffen. Mit lautem Gepolter fiel ein schwerer Gegenstand herab. Kurz darauf öffnete sich knarrend das Tor.

»Hilfe! Der Müller! Hier, in der Scheune. Ein Balken. So kommt doch!«, brüllte der Knecht zum Mühlenhaus hinüber.

Es folgten schnelle, sich nähernde Schritte, entsetzte Rufe, aufgeregtes Stimmengewirr, das Schluchzen einer Magd. Danach wurde es still in der Scheune. Ich wartete lange. Dann schälte ich mich vorsichtig aus dem Heu, kroch über den Scheunenboden, spähte durch ein Astloch in die Nacht. Im Mühlenhaus war Licht. Der Schurke, der mir mein Geld gestohlen und gewiss den Müller erschlagen hatte, stand heftig gestikulierend hinter einem Fenster vor einer Magd, die ihn entgeistert anstarrte. Gebückt schlich ich auf den Hof. Genau in dem Moment, als ich an der Fensteröffnung vorbeihuschen wollte, drehte sich der Strolch um. Zum Greifen nahe stand sein Gesicht vor mir. Wie von Furien gejagt rannte ich los, hinter mir die stampfenden Schritte meines Verfolgers. Ohne mich umzusehen, lief ich durch den Schnee, erreichte den Wald, schlug gegen einen Ast, stolperte, fiel! Regungslos blieb ich liegen, unterdrückte mein Keuchen, verbarg das Gesicht in den Armen. Jeden Moment erwartete ich das Ende, den tödlichen Schlag!

Doch alles blieb ruhig. Stille! Einzig das heftige Pochen meines Herzens dröhnte mir in den Ohren. Nach einer Weile rappelte ich mich auf. Niedergeschlagen schleppte ich mich weiter. Was quälte mich mehr, Hunger oder Müdigkeit? Wie sehnte ich mich zurück nach Hause! Ich wollte nur schlafen, nichts mehr spüren. Aber in der eisigen Nacht würde es kein Erwachen geben. Ohne ein Gefühl für Zeit und Raum stapfte ich weiter durch den Schnee. Die ganze Nacht.

LÜNEBURG

WIE EINEN EINE KRANKHEIT RETTEN KANN

Frühmorgens war ich auf der Straße nach Lüneburg von einem Fuhrwerk mitgenommen worden. Kaum hatte ich mich hinten im Wagen zwischen zwei Fässern zusammengekauert und den

Kanten Brot des freundlichen Fuhrmanns verschlungen, war ich vor Übermüdung eingeschlafen. Abrupt weckte mich der Hufschlag galoppierender Pferde.

Der Fuhrmann, den das Alter etwas krumm gebogen hatte, lief neben dem Wagen her, um sich aufzuwärmen. In seinem eisgrauen Bart war der Atem zu dicken Klumpen gefroren. Er sah zu mir herüber. Die Filzkappe tief ins Gesicht gezogen hielt ich mich dicht an die Fässer gedrückt. Mit dem Kopf deutete er zu den beiden Reitern, die sich schnell näherten.

»Deinetwegen?«

Ich nickte.

Die Farben der Reiter, das satte Grün mit den krapproten Rändern an Umhang und Satteldecke, wiesen sie als Gefolgsleute des Klosterdrostes aus.

»Wer seid Ihr? Woher kommt Ihr? Euer Ziel?«, forderten sie herrisch Auskunft.

»Ich bin Anton, der Fuhrmann. Salz müssen wir holen, mein Sohn und ich, für das Stift Walsrode.«

Die Schergen rissen die Deckel von einigen der leeren Salzfässer, als argwöhnten sie, dort könne sich jemand versteckt halten.

»Was ist mit dem da?«, rief einer der beiden misstrauisch. Dabei zeigte er auf mich, der ich vor Kälte und Angst schlotterte.

»Ach, der arme Junge! Gestern war er munter wie ein Fisch im Wasser. Und jetzt! Seht ihn euch an, das Häufchen Elend! Und ich hatte gehofft, dass ihn die schreckliche Krankheit, die bereits einige im Stift dahingerafft hat, verschonen würde. Deshalb habe ich ihn auf die beschwerliche Fahrt mitgenommen. Er sollte sich nicht anstecken. Und jetzt das! Welch ein Unglück!«, rief er jammernd und reckte die Hände zum Himmel. Die Schergen sahen sich an, nickten kurz und galoppierten davon. Schweigend setzten wir unseren Weg fort.

»Bist du leibeigen?«, fragte Anton nach einer Weile. Ich bejahte. Warum sollte ich ihm meine Geschichte erzählen, die ich selbst nicht verstand und die er mir womöglich gar nicht glauben würde? Zwischen Angst und Ungeduld schwankend, befürchtete ich, dass erneut Häscher auftauchen und vielleicht genauer hinsehen könnten. Sicher war ihnen das markante Merkmal beschrieben worden, an dem sie mich sofort erkennen konnten: meine roten

Haare! Sie brauchten nur danach Ausschau zu halten und ich wäre verloren gewesen.

Der Fuhrmann beruhigte mich: »Sei unbesorgt. Wie heißt du eigentlich?« Als ich ihm meinen Namen genannt hatte, fuhr er fort: »Wenn noch einmal jemand kommt, machen wir es wie vorhin. Ich erzähle von einer schrecklichen Krankheit. Davor haben die Menschen Angst. Das klappt immer. Du siehst doch: Mein Pferd, die Lotte, ist sehr alt und schneller geht es nun einmal nicht mit ihr. Sie war bereits alt, als ich sie vor fünf Jahren gekauft habe. Ihr früherer Besitzer hatte wohl gemeint, höchstens ein oder zwei Sommer könne sie noch vor dem Wagen gehen und hat daher nicht viel für sie verlangt. Aber nun dient sie mir schon viel länger und zum Schinder mag ich sie nicht geben. Wenn ich das vorhätte, könnte ich ihr nicht mehr in die Augen sehen. Nein, jetzt bleiben wir zusammen, bis es mit einem von uns zu Ende ist.«

Für mich war kaum zu ertragen, wie gemächlich wir vorankamen. Immer wieder hielt das Pferd an. Schnaufend und mit hängendem Kopf stand es da und starrte mit den tief in den Höhlen liegenden Augen regungslos vor sich hin. Dann legte Anton die Zügel aus der Hand und stieg vom Wagen. Er tätschelte seiner Lotte den Hals und redete ihr freundlich zu. Erst wenn sie sich etwas erholt hatte, ging es weiter. Viel zu langsam für mich! Aber ich bezwang meine Unruhe und fragte nicht mehr.

Ob ich auch für die Torwächter in Lüneburg als sein Sohn gelten dürfe, bat ich schüchtern, als mir der Fuhrmann sagte, dass es nun nicht mehr weit sei. Ich würde ihm dafür gerne beim Laden und bei aller übrigen Arbeit helfen.

»Was willst du in Lüneburg?«

»In der Saline soll einer wie ich unterkommen können.«

»Ja, ja, das ist richtig. Man verschwindet unter die Erde und ist weg.« Nach einer Weile fügte er hinzu: »Nicht sehr gemütlich in der Saline, wenn du mich fragst.«

Schließlich erblickten wir von Weitem die Lüneburger Burg mit dem Michaeliskloster. Es schien, als könnten wir das Stadttor anstandslos passieren.

Wir waren fast durch, da musterte mich einer der Torwächter mit wachsendem Misstrauen.

»He Anton, wen hast du da auf dem Bock?«

»Meinen Sohn. Wollte unbedingt mal mit in die Stadt. Du weißt ja, wie die Bengel so sind. Geben einfach keine Ruhe.«

»Dein Sohn? Hast nie von einem Sohn erzählt. Dafür, dass du ihn jetzt erst bekommen hast, sieht er mir etwas zu alt aus. Raus mit der Sprache! Wer ist das?«

»Wirklich, Kuno, du bist ein aufmerksamer Wächter. Recht hast du, er ist nicht mein Sohn. Unsere Äbtissin hat einen Narren an ihm gefressen. Warum, das weiß nur sie. Auf das Gerede soll man ja nichts geben. Jedenfalls hat sie ihn mir an den Hals gehängt und da sitzt er nun.«

Mit wachsendem Unbehagen hatte ich zugehört. Mir wurde ganz heiß. Mein Gesicht dürfte mindestens so rot gewesen sein wie meine Haare. Schließlich jedoch ließ uns der Wächter kopfschüttelnd passieren.

Zur Linken sahen wir einige Bretterbuden. Aus einer stieg dichter Rauch auf. Ich richtete mich auf, um besser sehen zu können.

»Was ist da los? Brennt es?«

»Aber nein, Eike. Der Rauch stammt von den Feuern unter den Pfannen in den Sudhäusern. Dort wird die Sole gesotten und das Salz gewonnen.«

Auf einem länglichen Platz manövrierte Anton sein Gefährt geschickt zwischen den kreuz und quer fahrenden Wagen hindurch. Ganz am Ende der Straße fand er zwischen den auf beiden Seiten abgestellten Fuhrwerken einen freien Platz. Anton machte sich am Boden seines Wagens zu schaffen. Es schien ihn nicht zu kümmern, dass ich zusah. Wohl aber achtete er darauf, dass ihn kein Fremder beobachtete. Ich sah, wie er mit einem kleinen Haken ein kurzes Brett über dem Langwied vom Boden hob, einen darunter liegenden Beutel herausnahm und das Brett sorgsam wieder an der alten Stelle zwischen Vorder- und Hintergestell einsetzte.

»Warte hier. Ich muss mich wegen der Ladung im Salzhaus melden und den Zoll entrichten.« Mit diesen Worten verschwand er zwischen den vielen Menschen, die über den Platz hasteten. Wagen ratterten durch schmutzigen Schnee über unebenes Pflaster, Peitschen knallten, Rufe schallten, schrille Schreie von Kin-

dern, wütendes Gekläff eines Hundes. Reiter und Fuhrwerke kamen und waren kurz darauf verschwunden. Frauen, fest in ihre wärmenden Tücher gehüllt, schleppten Körbe. Männer gestikulierten und winkten, umringten die Fahrzeuge, versorgten die Pferde und schlugen sich der Kälte wegen die Arme kreuzweise um den Rücken. Alles war in quirliger Bewegung. Und überall dazwischen: Kinder und Hunde.

Das also war eine Stadt! Lüneburg. Ich hatte zwar schon von dem hektischen Treiben gehört, aber so hätte ich es mir nie vorgestellt. Verwirrt schaute ich auf das Gewühl. Es sah aus, als seien alle auf der Flucht. Wovor liefen sie denn davon? Mir war gar nicht wohl bei dem Gedanken, dort hinein verpflanzt zu werden. Ich sah hinüber zu den Salinenhütten, wo Frauen ein Fuhrwerk mit Holzscheiten vor einem der Sudhäuser entluden. Mich beschlich ein beklemmendes Gefühl. Wollte ich tatsächlich dorthin? Arbeiten unter der Erde? Fluchend kehrte der Fuhrmann zurück und verscheuchte meine trüben Gedanken.

»Das Kloster hat den Zoll erhöht«, klagte er. »Ein Jammer, dass Kaiser Otto den Benediktinern den Salzzoll geschenkt hat. Unser Herzog Heinrich würde den Zoll gewiss nicht ständig erhöhen.«

Ich wusste nicht, was und wen der Fuhrmann meinte, nickte trotzdem beifällig.

»Eike, dort drüben, siehst du die riesigen mit Fässern beladenen Wagen? Schau dir die stämmigen Rösser an! Sie bringen das Salz nach Lübeck. Dort haben sich einige Kaufleute zu einem Bund zusammengeschlossen und vertreiben das Salz im gesamten Ostseeraum. Da würde ich gerne mitmachen.«

Während er sprach, blickte Anton aufmerksam zu einem flachen Holzhaus hinüber, das etwa fünfzig Schritte von uns entfernt neben zwei Salinenhütten stand.

»Wir können vorfahren«, bemerkte er, als uns ein dick eingemummter Mann aus einem Fenster zuwinkte. Ein anderes Fuhrwerk hatte den Platz vor einem der großen Tore des Salzhauses frei gemacht. Nachdem wir die leeren Fässer abgeladen und in einen Schuppen nebenan gerollt hatten, wurden uns acht volle Salzfüßer zugeteilt. Wir rollten ein Fass nach dem anderen zu Antons Wagen. Sie waren so schwer, dass wir sie zu zweit kei-

nesfalls hätten heben können. Daher nahm der Fuhrmann einige breite Bretter aus der Seitenwand des Wagens und legte sie als Rampe an. Mir drückte er zwei Holzkeile in die Hand. Kräftig schob ich mit an und legte die Keile jeweils unter ein Fass, sobald wir es ein weiteres Stück zur Ladefläche hochgewuchtet hatten. Schließlich war die Arbeit getan. Nach einer Verschnaufpause fragte ich, was als Nächstes zu tun sei.

»Ich muss schnell zurück, der Torwächter Kuno macht jetzt Mittagspause. Das muss ich ausnutzen, um ungeschoren aus der Stadt zu kommen. Leb also wohl!«

»Aber ... aber ich könnte mehr helfen«, stotterte ich.

Gerne wäre ich länger mit dem freundlichen alten Mann zusammengeblieben. Ich hatte mein Ziel, die Stadt Lüneburg und ihre Salinen, zwar erreicht, aber es beunruhigte mich, alleine mit all dem Unbekannten zurechtzukommen zu müssen.

»Ist gut so, Eike, bist mir nichts schuldig. Vielleicht sehen wir uns irgendwann einmal wieder. Mach's gut!«

Der Fuhrmann schnalzte mit der Zunge und die alte Lotte zog an.

* * *

Noch heute rieche und höre ich in meinen Erinnerungen dieses erste Mal in Lüneburg, das Salz, die Pferde, die vielen Menschen. Ich muss an unseren Enkelsohn Maximilian denken. Wenn er das Alter erreicht haben wird, in dem ich damals war, wird er in solch einer Situation gewiss weniger unsicher sein, als ich es war. Ihm sind jedenfalls Pferde und das Gewimmel vieler Menschen bereits jetzt sehr vertraut. Aber was soll das Sinnieren!? Ich erzähle euch lieber, wie es weiterging.

KEINE ZEIT FÜR TRÄUME

Als Antons Gefährt hinter einer Biegung verschwunden war, ging ich unschlüssig durch den pappigen Schnee ein paar Schritte in die eine, dann in die andere Richtung. Mein knurrender Magen sagte mir, worum ich mich als Erstes bemühen musste. Ich fragte mich nach einem Hospiz durch, in dem ich eine Suppe und ein

Stück Brot bekam. Gestärkt fasste ich allen Mut zusammen und ging in eines der Sudhäuser. Wasserdampf und stechender Qualm begleiteten mich, als ich über eine wackelige Treppe tiefer und tiefer nach unten in die Erde stieg. In einem durch dicke Stützen aus Eiche gesicherten und mit Fichtenbrettern ausgekleideten Raum erblickte ich im Halbdunkel mehrere Gestalten, die an lehmgemauerten Öfen mit langen Eisenschiebern in großen Pfannen rührten. Ein Junge schob Holzscheite unter die Pfannen und schürte die Feuer, die den Raum in rötlich flackerndes Licht tauchten. In der Mitte des Raumes stand ein kräftiger Mann mit nacktem Oberkörper und erteilte Anweisungen. Er hatte ein grobes Gesicht und einen buschigen grauen Bart. Das musste der Sodmeister sein, von dem man mir in dem Hospiz erzählt hatte. Ich trat an ihn heran.

»Was willst du?«, brummte er.

»Wollte fragen, ob Ihr Arbeit für mich habt.«

Jetzt blickte mich der Mann interessiert an.

»So so, Arbeit! Eine Lehre kannst du machen.« Nach ein paar Augenblicken fügte er hinzu: »Falls du für unsere Arbeit taugst. Komm, wir gehen nach oben ans Tageslicht, damit ich sehen kann, was du für einer bist.«

Draußen drehte er mich und besah mich von allen Seiten. Dann umspannte er mit beiden Händen die Muskeln meiner Arme und prüfte deren Festigkeit.

»Mund auf!«

Er roch an meinem Atem.

»Wenn er stinkt«, erklärte er, »wenn jemand innerlich fault, dann ist er auch bei der Arbeit faul. So einen brauchen wir hier nicht.«

Anscheinend war der Sodmeister mit dem Ergebnis seiner Musterung zufrieden. Mit einer Stimme, die jeden Widerspruch ausschloss, bemerkte er: »Du bist weder entlaufen, noch sind die Schergen hinter dir her, und Schulden hast du auch keine!« Ohne Pause fuhr er fort: »In Ordnung. Komm morgen bei Sonnenaufgang. In der Hütte da drüben kannst du schlafen.«

»Morgen ist Sonntag«, wandte ich ein.

»Sonntag ja, aber weder Ostern noch Weihnachten!«, erwiderte er und fügte mit Entschiedenheit hinzu: »Wir arbeiten!«

Alles schien sich gut zu entwickeln. Ich hatte Arbeit und eine Bleibe. Das war mehr, als ich hatte erwarten können. Freudig hüpfte ich von einem Bein auf das andere, hin zu der Hütte, die mir der Sodmeister gezeigt hatte. Das fensterlose Holzhaus, an dessen Längsseite lange Eiszapfen von der Dachkante herabhingen, machte einen ärmlichen Eindruck. Das Dach war von der Last des Schnees beängstigend durchgebogen. Die Wände hatten auf der Wetterseite dicke Moospolster. Der einzige Zugang war eine schmale, schief in den Angeln hängende Tür auf der nördlichen Giebelseite. Das ist ja kümmerlicher als unsere alte Scheune daheim, dachte ich.

Ich ließ die Tür ein wenig offen, um mich im einfallenden Licht zurechtzufinden. Links und rechts standen zwei Pfostenreihen, an denen übereinander zwei einfache Bretterböden befestigt waren. Darauf war loses Stroh geschüttet, in das sich die Schlafenden wegen der eisigen Kälte vergraben hatten. Müde ging ich auf dem knarrenden Holzboden auf eine der Pritschen zu, die nicht belegt zu sein schien. Überall aus dem Stroh fuhren Köpfe hoch. Unwillig blickten mich verschlafene Gesichter an.

»Du musst warten, bis alle von der Schicht zurück sind«, erklärte mir einer, der anscheinend ausgeschlafen hatte. »Wo dann etwas frei bleibt, kannst du liegen. Einige von uns sind bereits zu ihrer Schicht aufgebrochen. Deren Platz ist allerdings nicht frei, sondern gehört denen, die gleich kommen werden. Gesiedet wird nämlich Tag und Nacht. Die einen arbeiten von Mittag bis in die Mitte der Nacht. Dann beginnt die nächste Schicht, die bis zum Mittag des folgenden Tages dauert. So wechseln wir uns hier auch mit den Liegen ab.«

* * *

Am nächsten Morgen war ich vor Sonnenaufgang im Sudhaus.

»Während der Lehrzeit gibt es keinen Lohn«, stellte der Sodmeister sogleich klar.

»Bekomme ich gar nichts?«

»Doch, Essen und Unterkunft!«

»Kein Geld?«

»Vielleicht, wenn ich mit dir zufrieden bin. Jetzt komm!«,